

neuerung und Einheit wiederzugeben. Was sind alle unsere Gebete für den Leib Christi wert, wenn wir nicht bereit sind, uns dieser Aufgabe zu widmen und dem Heiligen Geist Raum zu schaffen? Gottes Geist ist eine lebendige und wirkliche Macht. Niemand unter uns wird sagen können, was das Ergebnis Seines Wirkens sein wird. Aber eines können wir schon jetzt wissen: Er will uns alle näher zu unserem gemeinsamen Herrn führen. Darum dürfen wir einer echten Begegnung miteinander unter der Leitung des Heiligen Geistes nicht ausweichen.

## TEIL II: BERICHTE

### KRITISCHER RÜCKBLICK AUF DIE 4. WELTKONFERENZ FÜR GLAUBEN UND KIRCHENVERFASSUNG IN MONTREAL

VON ERICH DINKLER

Der Abstand von den Wochen in Kanada ist noch zu kurz, um eine objektive, theologiegeschichtlich einordnende Würdigung zu geben. Und wer, wie der Verfasser dieser Zeilen, zum ersten Male an einer derartigen „Weltkonferenz“ teilgenommen hat, mag ohnehin nicht befugt sein, ein ausbalanciertes Urteil, das sich auf einen Vergleich stützen müßte, abzugeben. Schließlich war jeder Delegierte oder Berater so stark in die Arbeit der eigenen Sektion verwickelt, daß schon von hier aus seine Optik aufs Ganze begrenzt und bestimmt bleiben muß. Unter Betonung dieser den kritischen Rückblick relativierenden Bedingtheiten sollen einige Gesichtspunkte herausgestellt werden.

Eine Vorbemerkung zur geschichtlichen Einordnung: Die 3. Weltkonferenz für Glauben und Kirchenverfassung (Faith and Order) in *Lund* (1952) und die 4. in *Montreal* gehören enger zusammen als die vorangehenden von *Lausanne* (1927) und *Edinburgh* (1937), weil sie i n n e r h a l b des Ökumenischen Rates der Kirchen stattfanden und nicht mehr selbständige Konferenzen waren. Sie gehören aber auch theologisch zusammen, weil in *Lund* eine Wende in der theologischen Arbeitsmethode beschlossen wurde: die Fortwendung von der bis dahin vorherrschenden vergleichenden Ekklesiologie, bei der Konsensus und Dissensus zwischen den Gliedkirchen fixiert wurden, und die Hinwendung zur Christologie als der Basis aller Ekklesiologie. Die Richtigkeit dieser Wende sollte unabhängig von ihrer sofortigen Wirkung auf die Einheitsbestrebungen bejaht und als Intention festgehalten werden.

Worin lag zunächst einmal äußerlich das Neue der 4. Faith and Order-Konferenz? Zweifellos in der aktiven und verantwortlichen Mitarbeit der griechischen und russischen orthodoxen Kirche. Sie war nicht nur im Präsidium der Konferenz, in den Sektionen und Untersektionen stark vertreten, sondern hatte auch ihre Delegierten in allen Ausschüssen, die die Berichte auf Grund der Diskussionen abfaßten.

Damit ergab sich von Anbeginn ein im Niveau zwar wechselnder, aber an Höhepunkten reicher Dialog zwischen den Konfessionen und theologischen Traditionen, wobei nicht einfach der jeweilige Bekenntnisstand referiert und statuiert, sondern das Wort des Partners als Frage ernsthaft aufgenommen wurde. Vielleicht darf man sagen, daß an den Polen des ökumenischen Globus die Vertreter der orthodoxen Kirche einerseits und die der Reformationskirchen andererseits standen, während die Anglikaner das Mittelfeld einnahmen und die zahlreichen sonstigen Denominationen je nach ihrer Geschichte Stellung nehmend sich einordneten. Da die orthodoxe Kirche stärker als andere Kirchen durch hohe geistliche Würdenträger vertreten war und außerdem die orthodoxen Delegierten in zahlreichen abendlichen Konferenzen sich auf eine gemeinsame Stellung zu den aktuellen Konferenzfragen einigten, trat sie geschlossener hervor als jede andere Gliedkirche des Ökumenischen Rates der Kirchen, obgleich auch innerhalb der orthodoxen Theologie verschiedene Strömungen unverkennbar waren. So erfreulich auch die Gegenwart russischer Delegierter war und sachlich eine Bereicherung darstellte, so bedauerlich war, daß einzig aus der DDR drei Delegierten die Ausreise nach Montreal verweigert worden war und nur zwei Vertreter, Generalsuperintendent G. Jacob (Cottbus) und Prof. Beintker (Jena), anwesend sein konnten.

Neuartig war sodann die Gruppe von offiziellen römisch-katholischen Beobachtern. Sie fügten sich in erfreulicher Weise ein und meldeten sich in den Sektionsdiskussionen vielfach zu Wort. Auf einer der Abendveranstaltungen sprach neben Ernst Käsemann (Tübingen) ein katholischer Neutestamentler, Prof. Brown (Baltimore, USA) über das Thema „Die Kirche im Neuen Testament“, auf einer anderen Veranstaltung sprach neben dem Generalsekretär Visser 't Hooft und dem Metropoliten von Elaia, Athenagoras, der Montrealer Kardinal Léger. Es hat den Anschein, als sei eine neue Atmosphäre in der Gesamt-Ökumene insofern da, als man im getauften Glied der anderen, der „heterodoxen“ Kirche stärker als früher den Bruder sieht, wenn auch einen „irrenden Bruder“.

Eine Akzentverschiebung gegenüber früheren Konferenzen mag ferner darin zutage getreten sein, daß unter den Delegierten der Anglikaner und der Reformationskirchen die Theologen stärker als die Kirchenführer die Diskussion be-

stimmten. Gewiß sind die „Kirchenführer“ auch Theologen und die „Theologen“ auch Vertreter einer Kirche — wobei hier das „auch“ nicht diminutiv gesetzt ist —, aber diese Verlagerung liegt auch wieder in der besonderen Aufgabe der Faith and Order-Konferenz begründet, die zwar nicht das theologische Rückgrat des Ökumenischen Rates der Kirchen ist, aber wohl doch in besonderer Weise der Mitarbeit gerade der Theologen nicht entraten kann.

Freilich hatte man zu den theologischen Kommissionen, die seit Jahren die Themen von Montreal vorbereitet hatten, keine Vertreter der kontinentalen kritischen neutestamentlichen Wissenschaft herangezogen, wohl aber deren Vertreter dann als Delegierte oder Berater nach Montreal entsandt. Daß man von der Genfer Zentrale aus diesen gewiß schwierigen Weg wagte und damit mögliche Kritiker herzurief, muß mit Dankbarkeit notiert werden.

Wie bei früheren ökumenischen Konferenzen waren auch Jugenddelegierte anwesend. Leider traten sie zu wenig in Erscheinung und hörte man nur selten in den Sektionen ihre erfrischende Stimme. Vielleicht muß in Zukunft die Auswahl der Jugendvertreter sorgfältiger vorgenommen und auch ihre Vorbereitung für eine theologische Konferenz planmäßiger durchgeführt werden. Wir dürfen nicht vergessen, daß nicht nur die Fragestellung der Jugend für die ökumenische Bewegung ein fruchtbarer Impuls sein sollte, sondern überhaupt ihre Zukunft von der aktiven Beteiligung der jungen Generation entscheidend abhängt.

## II.

Das Neue im äußeren Bild der 4. Faith and Order-Konferenz, die größere Weite in der Vertretung der christlichen Kirchen und die in allen Diskussionen aufbrechenden verschiedenen Lasten und Pflichten der Vergangenheit und Nöte gegenwärtiger Situationen in der Welt, führte nicht nur zu großer Lebendigkeit, sondern auch zu größeren Schwierigkeiten in der Erzielung von Einmütigkeit. Dies um so mehr, als man wohl als erfreulichen Grundzug der Konferenz hervorheben darf, daß die Wahrheitsfrage weitaus beherrschender war als die Einheitsfrage. Es ging niemals um eine Verkittung oder Verschleierung von Gegensätzen, es gab keine Tendenz, etwa eine Demonstration der romfreien Kirchen als geschlossenem Block zu bieten, es wurde jeweils scharfe und erfolgreiche Kritik jeder etwa anklingenden selbstgefälligen Fortschrittsideologie gegenüber geübt.

Die ersten Schwierigkeiten zeigten sich auf dem Gebiet von Sprache und Begrifflichkeit. Theoretisch waren als Konferenzsprachen mit Simultanübersetzungen Englisch, Französisch und Deutsch festgelegt, praktisch aber herrschte das Englische vor und erklang nur in Ausnahmefällen die französische und deutsche Zunge. Sowohl die Vertreter der Jungen Kirchen Asiens und Afrikas wie die griechischen und russischen Delegierten mußten sich also einer Fremdsprache be-

dienen und hatten beim Reden und Hören das ständige Risiko der sachlichen Inadäquatheit zu tragen. Noch komplexer war die Lage hinsichtlich der theologischen Begrifflichkeit: Einerseits ist die theologische Ausbildung der Delegierten ungleich und läßt sich nicht einfach die Kenntnis von hebräischem und griechischem Urtext der Bibel voraussetzen, noch gar die Vertrautheit mit der lateinischen Terminologie der klassischen Dogmatik. Andererseits, selbst wenn man letztere voraussetzen dürfte, wäre dieses Vokabular auch wieder durch die historischen Interpretationen so belastet, daß man derart dogmatisch vorgeprägte Begriffe nicht für neue Formulierungen verwenden könnte. Es mußte deshalb teilweise — z. B. in der Sektion „Schrift und Tradition“ — eine neue Begrifflichkeit im Anschluß an das Neue Testament erarbeitet und zugrunde gelegt werden. Um aber in der scheinbar neuen Terminologie die biblischen Begriffe mit zu hören, bedarf es der Verbundenheit mit dem Urtext. Die ökumenische Notlage in dieser Hinsicht fand Ausdruck in der angenommenen Empfehlung, bei der Ausbildung des Pfarrernachwuchses das Erlernen der biblischen Ursprachen allorts obligatorisch zu machen, eine Empfehlung, die vor allem im Blick auf eine einheitliche Terminologie auf ökumenischen Konferenzen von großer Bedeutung ist. Die griechische Sprache des Neuen Testaments (und der Septuaginta) hat für die Faith and Order-Bewegung annähernd die Bedeutung wie das Lateinische der Vulgata für die katholischen Konzile!

Methodische und sachliche Schwierigkeiten bereitete weiter die Anwesenheit von Neutestamentlern der kontinentalen kritisch-historischen Schule. Man hatte bisher zu stark — sieht man von der Mitwirkung von *Martin Dibelius* und teilweise auch *Adolf Deissmann* an den Arbeiten der Theologischen Kommission des Ökumenischen Rates für Praktisches Christentum vor etwa 35 Jahren ab — den Systematikern und Kirchenhistorikern die führenden Stimmen eingeräumt. Mit Recht hatte der Vorsitzende der Montreal-Konferenz, Bischof *Oliver Tomkins* von *Bristol*, in seinem Eröffnungsvortrag über „Die Aufgabe der Konferenz in Montreal“ auf die Gefahren eines „theologischen Provinzialismus“ hingewiesen und eine größere Aufgeschlossenheit gegenüber neueren theologischen Vorstößen gefordert: „Ich glaube, es trifft zu, daß gewisse theologische Stimmen, die heute unter uns laut werden, in unserer Arbeit der vergangenen Jahre nicht genügend berücksichtigt worden sind. Um nur eine zu nennen, so spiegeln unsere Untersuchungen Gedanken, wie die von Professor *Bultmann*, nicht in dem Maße wider, wie es der Fall sein sollte, und es gibt ganz gewiß noch weitere Bereiche schöpferischer, theologischer Einsicht, die wir leicht übersehen. Wenn tatsächlich der Weg zur Einheit der Weg zur Mitte ist, dann müssen wir im Gespräch bleiben mit all denen, die Grundsatzfragen stellen, wie schwierig es auch sein mag, diese Fragen in den jeweiligen Stand unserer Arbeit zu integrieren.“ Wenn jetzt in Montreal erstmalig in der Geschichte von „Faith and Order“ Neutestamentler

teilnahmen, die in Methode und Fragestellung Rudolf Bultmann viel verdanken, so brachte das zweifellos gewisse Integrationsschwierigkeiten mit sich, zumal die Voraussetzungen dieser neutestamentlichen Theologie — daß nämlich im Kanon der Kirche nicht eine harmonisierbare „Biblische Theologie“, sondern eine geschichtlich und sachlich zu differenzierende Pluralität theologischer Konzeptionen uns entgegentritt und damit die Sachfrage gestellt wird — nicht von allen Delegierten der Kirchen geteilt wurden. So entzündeten sich jeweils neu bei der Rückführung der diskutierten Themen auf den biblischen Tatbestand und bei dem Versuch, von hier aus zu theologisch verantwortlichen Aussagen zu gelangen, die heftigsten Diskussionen. Es stellt sich notwendig im Blick auf die Ökumene die Frage: Sind nicht die biblischen Exegeten vom Fache her genötigt, die Grundsatzfragen des Glaubens radikaler zu stellen als die Systematiker und Kirchenhistoriker, weil sie bei allem auch ihr Fragen begleitenden Geprägtsein durch die eigene kirchliche Tradition doch vom Christusereignis und vom Kerygma ausgehen müssen und dabei bereits im Vollzug der Exegese der eigenen Tradition gegenüber „kritisch“ sind?

Diese Frage ist um so ernster für die Zukunft, als in dem aktiven Eintritt der orthodoxen Theologie in die ökumenischen Konferenzen eine große Bereicherung und zugleich auch pointiertere Problematik der Ökumene als „Bewegung“ gesehen werden muß. Kann sich überhaupt die Theologie der orthodoxen Kirche auf Grund ihres eigenen dogmatischen Traditionsverständnisses wahrhaft „bewegen“? Ist nicht das Verhältnis von Kirche und Schrift in der Orthodoxie durch die eindeutige Vorrangstellung der Kirche, die allein das Verständnis der Schrift normiert, derart gegensätzlich zum protestantischen Verständnis, welches das Wort Gottes in der Schrift eindeutig als Kriterium und Norm der Kirche vorordnet, daß eine im echten Suchen sich ergebende Bewegung nur außerhalb der Orthodoxie möglich ist? Heißt dann „ökumenische Bewegung“, daß sich alle im Ökumenischen Rat der Kirchen zusammengeschlossenen Kirchen nur zur „Orthodoxie“ — konfessionskundlich gemeint — hinbewegen dürfen, nicht aber alle, einschließlich der orthodoxen Kirche, zur einen Wahrheit in dem einen Herrn in Offenheit bewegen lassen? Diese Fragen sollen gewiß nicht ein Urteil implizieren, sondern sind als echte besorgte Fragen gemeint. Denn es steht einer Bejahung dieser Fragen auch wieder entgegen die Erfahrung der gemeinsamen Arbeit in Montreal, wo innerhalb der nur scheinbar wie ein Block geschlossenen Orthodoxie eine beträchtliche Spannweite existierte und im Dialog ein Geben und Annehmen sich zeigte. Auch muß in Rechnung gestellt werden, daß unsere Kenntnis der orthodoxen Theologie bisher leider nicht so differenziert und umfassend war, wie es für ein verantwortliches Urteilen notwendig ist. Und endlich sollten wir nicht zu voreilig unsere eigene theologische Arbeit als offen und zur Bewegung bereit ausgeben! Ich vermag nicht eine freundschaftlich kritische

Stimme zu überhören, die mich fragte, wieso wir Exegeten unserer Interpretation so beängstigend sicher sein könnten! Die einfache Tatsache, daß in Montreal die Delegierten der Reformationskirchen und der Orthodoxie sehr viel voneinander lernten, zeigt an, daß sie zu wenig voneinander wußten. Das konfessionskundliche und theologische Vorverständnis erwies sich weitgehend als schablonenhaft und schief, d. h. als ungerecht und im Grunde falsch. Im Vollzug des theologischen Streitgesprächs wurde man zeitweilig gewahr, daß man gegen Windmühlenflügel kämpfte bzw. argumentierte.

### III.

Daß trotz der Schwierigkeiten und angedeuteten grundsätzlichen Problematik die 4. Weltkonferenz für Faith and Order als große Bruderschaft von Kirchen in Nord und Süd, in Ost und West, das Unterwegssein der Christenheit bestätigte und förderte, ist Grund genug, das Wort von der „ökumenischen Wirklichkeit“ positiv aufzunehmen. Die erarbeiteten Berichte der fünf Sektionen darf man allerdings nicht als alleinigen Maßstab für die Beurteilung des Ertrages nehmen, sie dürfen nicht einfach mit dem theologischen Zollstock abgemessen und mit den Berichten von Lund verglichen werden. In dem Sektionsbericht „Christus und die Kirche“ könnte es z. B. scheinen, als wäre man keinen Schritt über Lund hinausgelangt. Das wäre jedoch ein oberflächliches Urteil. Faktisch ist hier eine Vertiefung der Fragestellung durch Konzentration auf das Christus-Ereignis vollzogen worden, wodurch die von *Ernst Käsemann* in seinem Grundsatzreferat „Einheit und Vielfalt in der neutestamentlichen Ekklesiologie“ aufgezeigte und für manchen Delegierten zunächst befremdliche Problematik aufgenommen und verarbeitet wurde. Die Unteilbarkeit des Ereignisses von Kreuzigung und Auferstehung Christi wurde als wesentlich für die Kirche als „Leib Christi“ betont, und im Bericht heißt es sodann: „Entsprechend muß die Kirche als Leib des gekreuzigten und auferstandenen Christus gesehen werden, deren Existenz geprägt ist durch Teilnahme an Tod und Auferstehung des Herrn, der ihr Haupt ist.“ Damit wurde der immer wieder so leicht einschleichenden Idee einer in der Welt triumphierenden Kirche ein Riegel vorgeschoben und der neutestamentliche Gedanke der verfolgten, leidenden, das Kreuz tragenden Kirche zur Geltung gebracht. Gewiß ist mit solcher theologischen Korrektur kein sichtbarer Schritt vorwärts zur ökumenischen Einheit getan, aber es ist in Absehung von jeder Unionspragmatik doch eine Vertiefung der Wahrheit erreicht worden, aus der eine Einheit im Glauben und Leben der Kirche wachsen kann. Der richtige Ansatz des Berichtes über die „Kirche“ wurde in der Durchführung zwar nicht klar genug festgehalten, aber das ist nicht den individuellen Delegierten und Beratern der Sektion zur Last zu legen, sondern liegt in der leider notwendigen „synkretistischen“ Arbeitsmethode einer ökumenischen Konferenz. Es galt ja

immer wieder, den laufenden Dialog plötzlich zu unterbrechen und dann in den kleinen Redaktionsausschüssen der Sektionen in nächtlichen Stunden das Erreichte zu formulieren und dabei den Akzentsetzungen und oft sogar dem Stil der Vertreter der verschiedenen Kirchen gerecht zu werden. Kein Wunder, daß mehrfach im Verlauf der Arbeiten z. B. von Sektion I und II ernsthaft erwogen wurde, auf jeden Abschlußbericht zu verzichten, obgleich gerade in diesen Sektionen die exegetisch- und systematisch-theologische Arbeit besonders intensiv war und die Gesprächsfronten oft quer durch die Delegationen hindurch liefen.

Das selbständige Arbeiten in den Sektionen brachte es mit sich, daß keine auf den Ergebnissen der anderen aufbauen konnte. Es könnte sehr wohl sein, daß bei einem genauen Studium der Berichte aller fünf Sektionen sich fruchtbare Neuansätze ergeben, z. B. aus der Behandlung des Themas „Schrift und Tradition“ für das Thema „Kirche“. Denn, indem man über die zur Formel erstarrten Prinzipien „sola scriptura“ und die vorgeschlagene „sola traditio“ sowie ihre kritische Gegenformulierung „non sine traditione“ hinausgelangte und die *παράδοσις* des *κήρυγμα* als die alles bindende Tradition vor die Traditionen und die Schrift als Kanon stellte, ist ja theologisch ein Sachkriterium impliziert worden — wenngleich der Bericht am Schluß auch wieder mit Recht darauf hinausläuft, daß uns das Kriterium nicht verfügbar sei. Mit dem expliziten Hinweis auf die *Paradosis* des *Kerygma* ist aber das Christus-Ereignis selbst als Grundlage des Glaubens und der Kirche anerkannt und ein in Zukunft weiter zu entfaltendes Kriterium für die notwendige Infragestellung der kirchlichen Traditionen in den Blick gefaßt. Um der Gefahr einer Tradition „extra scripturam“ zu begegnen und um die *Paradosis* des *Kerygma* in der Schrift als Norm zu betonen, wurde ausdrücklich der Zusatz gemacht: „wie sie in der Schrift bezeugt und durch die Kirche kraft des Hl. Geistes übermittelt ist.“ Man darf im Blick auf die Behandlung der Frage „Schrift und Tradition“ also von einem theologisch bedeutsamen Schritt vorwärts sprechen, der nicht nur für die Faith and Order-Bewegung neue Ansätze bietet, sondern auch ein Echo in den weiteren Arbeiten des II. Vatikanischen Konzils erhoffen darf.

Das Unterwegssein zeigte sich weiter im mutigen Aufgreifen von „heißen Eisen“ wie den Fragen, ob die Frau ein Pfarramt bekleiden darf, oder wie weit die Abendmahlsgemeinschaft bei ökumenischen Konferenzen sich verwirklichen läßt.

Man hat das Thema „Die Frau im kirchlichen Amt“ als Studienthema für die kommenden Jahre empfohlen und einige grundsätzliche Fragen formuliert — ohne sich dabei zu weit vorzuwagen. Über die Empfehlung von Neu-Delhi (1961) ist man nicht hinausgekommen. Andererseits kann man in der Praxis — nicht ohne Ironie muß es notiert werden — weiter: Wann immer in den Sektions- und Plenarsitzungen zwischen den männlichen Stimmen plötzlich die holländische

Theologin und ausgewiesene Patristikerin Dr. *Flesseman-van Leer* sich zu Wort meldete, war es nicht allein das Wort der Frau, sondern mehr noch das sachliche Argument der Rednerin — theologisch jeweils ein Wort der „Bekennenden Kirche“ —, das ihr besondere Aufmerksamkeit abverlangte. Es gab keinen Protest unter Hinweis auf 1. Korinther 14, 32!

Wo immer die Abendmahlsnot im allgemeinen und die fehlende Abendmahlsgemeinschaft im besonderen das Thema ist, wird das Scheitern menschlichen Theologisierens und die bleibende Gefahr eines Denkens aus einer *theologia perennis* offenkundig. Und doch ist jeder verantwortliche Theologe gerade einer ökumenischen Demonstration der Einheit kritisch gegenüber, wenn es die Frage der gemeinsamen Abendmahlsfeier betrifft. Die Abendmahlsauffassung, die theologische Aussage über das Wesen der Eucharistie, die exegetische Aussage über die Einsetzung des Herrenmahls — in allen Punkten ist der Dissensus noch so erheblich, daß es in der Tat frevelhaft wäre, die theologischen Bedenken einem demonstrativen Einheitswillen zu opfern. Die vielleicht oft zu ängstliche Vorsicht ist an diesem Punkte vermutlich wahrhafter und sogar „mutiger“ als ein blinder Sprung über den Graben der Gegensätze.

#### IV.

Wo sich Kirchen in ihrem traditionsgebundenen Selbstverständnis fragen, fordern und in eine Bewegung hineinführen lassen, da tauchen notgedrungen nicht nur Hindernisse, sondern auch echte Gefahren auf. Ohne auf Vollständigkeit aus zu sein, ohne die Gefahren zu überschätzen, sollen im Blick auf die vor uns liegenden Aufgaben einige kritische Punkte hier genannt werden:

a) Vom ständig auf der Lauer liegenden Gedankenkonzept einer *ecclesia triumphans* war bereits die Rede, ebenso von der durchlaufenden Kritik an solchen Expektorationen einer „Gott mit uns“-Frömmigkeit. Es liegt in dieser Linie, daß eine der Welt gegenüber sich abschließende Selbstgenügsamkeit der Kirchen zur ökumenischen Esoterik führt und in dem Nichthören auf die Fragen dieser Welt dann auch die provozierende Botschaft an die Welt nicht zu sagen, hörbar auszusagen vermag. Gewiß war die Montreal-Konferenz aufgefordert worden, in neuer und gegenwärtiger Sprache die Berichte abzufassen, gewiß auch sind viele erbauliche, aber sachlich verdunkelnde Formeln zuletzt verschwunden — manche gleichwohl liturgisch konserviert —, aber aufs Ganze gesehen, braucht die „Welt“ doch noch die Hermeneuten, die die Sprache der Väter übersetzen. Der Horizont der Welt droht durch die Mauern der Kirchtürme dem Blick entzogen zu werden. Das einzig Ermutigende in dieser Hinsicht ist der mehrfach offene Hinweis auf diese Gefahr gewesen.

b) Die starke Delegation der anglikanischen und orthodoxen Kirche betonte in einseitiger Weise die *Inkarnationstheologie* und *Pneumatologie*,

so daß das eigentliche Heilsgeschehen zwischen Weihnachten und Pfingsten, nämlich Kreuzigung und Auferstehung Christi, in Gefahr geriet, unerwähnt zu bleiben. Das dogmatisch nicht anzuzweifelnde, exegetisch aber kritisch zu fassende „trinitarische“ Denken führte dazu, daß nahezu in jedem Absatz wenigstens einmal der „Heilige Geist“ (als dritte Person) bekannt wurde. Unsere Sorge ist die, daß mit dogmatischen Formeln die Klarheit des christologischen Ansatzes entschärft wird.

c) War in den Arbeitsunterlagen, die für Montreal vorbereitet waren, der eschatologische Gesichtspunkt der ökumenischen Aufgabe unterstrichen worden, so ist diese Perspektive leider wieder zu stark in den Hintergrund getreten. Das Eschaton ist nicht nur Horizont, sondern sollte eigentlich das Agens in der ökumenischen Arbeit sein. Vermutlich würde die Folge sein, daß aus den Tendenzen zu einer „Bekennntnis-Ökumene“ der befreiende Durchbruch zur „bekenennenden Ökumene“ erfolgt. Dieser Durchbruch wird aber nur in einem eschatologischen Umbruch theologischen Denkens möglich sein, der den Verzicht auf verobjektivierendes Reden mit sich führen müßte.

d) Immer wieder war eine Reduktion der Offenbarung Gottes allein auf das Christusgeschehen, unter Ausschließung des Offenbarungshandelns Gottes im Alten Bunde, als Gefahr greifbar. Das Alte Testament geriet in die Perspektive eines nur historisch relevanten Buches. Das Problem „Israel und die Kirche“ wurde eine Anmerkungsgröße (im Bericht der Sektion I). Man mußte auf Marcion und seine Nachfolger bis zu den „Deutschen Christen“ verweisen, um die hier akuten Gefahren — nicht nur in den Jungen Kirchen — zu signalisieren. Unser gemeinsamer Glaube an die Wirklichkeit Gottes und seines Handelns mit den Menschen in dieser Welt erfordert es, daß wir die Zuordnung von Altem und Neuem Testament als kirchliche Entscheidung respektieren, d. h. zu unserer Entscheidung machen, weil anders die Gefahr erneut akut würde, einer modernen Gnosis und Schwärmerei zu verfallen.

e) Auf einem anderen Blatt stehen die Gefahren, die durch die Arbeitsmethode der 4. Faith and Order-Konferenz offenkundig geworden sind. Der gegenwärtige Modus bedarf der Korrektur. Einerseits hatte der ständige Faith and Order-Stab in Genf, dem in Prof. Dr. Paul Minear ein vorzüglicher Theologe vorstand, eine klare Vorstellung von den möglichen Ergebnissen der geplanten Konferenz. Andererseits arbeiteten die vorbereitenden Studienkommissionen für die einzelnen Sektionen in Europa und Amerika unabhängig voneinander an den Themen — nur in zeitweiliger Verbindung der jeweiligen Vorsitzenden — und legten die Ergebnisse entweder als Gruppenbericht oder als Sammlung von individuellen Beiträgen vor. Für Montreal hatte sodann ein von Genf einberufener Theologenkreis sich an die Ausarbeitung von „Working Papers“ für jede der fünf Sektionen gemacht und versucht, aus den Kommissionsberichten in

der anvisierten Linie des Genfer Stabes eine zugleich straffende wie weiterführende Zusammenfassung zu formulieren. Es sollte den Sektionen damit eine Diskussionsbasis gegeben werden. Bei der Aufnahme der Sektionsarbeit in Montreal war das „Working Paper“ erster Anknüpfungspunkt, wodurch aber die eingehenden Kommissionsberichte — oft zum Nachteil — in den Hintergrund rückten. Da als Ziel der Konferenz die Ausarbeitung von Sektionsberichten gesetzt war, wurde in reichlich gedrängter Zeit diskutiert, formuliert, neu diskutiert und neu formuliert — und durch den Zeitdruck eine Kontinuität mit der vorausgegangenen Arbeit in den Kommissionsberichten und auch früheren Faith and Order-Konferenzen nicht mehr erreicht. Die Gefahr einer Diskontinuität in der Geschichte der Faith and Order-Konferenzen wurde ebenso akut wie die Gefahr eines unausgereiften, weil zu rasch kompilierten oder konzipierten Abschlußberichtes. Wie läßt sich diese Notlage überwinden, ohne die Dauer der Konferenzen wesentlich zu verlängern? Wir meinen, daß zweierlei Maßnahmen helfen können: Einmal muß eine größere Kontinuität im Personenkreis der Delegierten erstrebt und nur darauf geachtet werden, daß rechtzeitig jüngere Kräfte in die Arbeit hineinwachsen. Sodann aber sollte vor allem der Ausarbeitung der „Working Papers“, also der Diskussionsgrundlagen, größere Beachtung gewährt werden. Diesen relativ kleinen Arbeitsgruppen sollten nicht fünf Tage, sondern zwei bis drei Wochen Zeit zur gemeinsamen Arbeit an der Formulierung von substantiellen „Schemata“ gegeben werden. Die so erstellten Arbeitsthesen und -fragen müßten drei Monate vor Konferenzbeginn den Delegierten zugesandt werden, so daß eine Vorbereitung der Delegierten in ihren Kirchen möglich ist und in der Konferenz selbst jedes Extemporieren vermieden wird.

## V.

Unser kritischer Rückblick, in dem die Schwierigkeiten und Gefahren der 4. Weltkonferenz in Montreal viel Raum erhielten, wäre einseitig, würden wir nicht zuletzt nachdrücklich auf die hoffnungsvollen Zeichen für die Zukunft der „ökumenischen Wirklichkeit“ eingehen. Denn auf das Ganze des Konferenzvollzugs wie -ergebnisses gesehen, muß man dankbar die Schritte zu einer ökumenischen Gemeinsamkeit und die mutige Absage an künstliche Uniformitäten konstatieren. Es ging faktisch in Montreal um den Primat der Theologie gegenüber der Kirchenpolitik. Es wäre eine Sünde wider den Geist gewesen, theologische Fragen durch kirchenpolitische Entscheidungen abzuschneiden. In der theologischen Arbeit und im Dialog des brüderlichen Fragens und Antwortens zeigte sich kirchliche Verantwortung gerade darin, daß unbestechliche Kritik und unerschöpfliche Liebe zur Einheit in der Wahrheit sich verbanden. So etwas wird nicht durch Entschluß des Einzelnen zu einer „ökumenischen Geisteshaltung“, sondern ist nur wahrhaft als ergriffenes Geschenk.

Ist schon das Unterwegssein der Kirchen in der ökumenischen Bewegung ein Geschenk, so noch deutlicher das allerorts aufbrechende Wissen darum, daß die an Christus Glaubenden „Kirche“ nur sind, solange sie „Kirche“ sein wollen und werden. Was wir in der Theologie des Neuen Testaments als die Korrelation von Indikativ und Imperativ der Taufgnade bezeichnen, war als leitendes Selbstverständnis der Kirchen für das verantwortliche Reden über Gabe und Aufgabe des Christseins in der Welt spürbar.

Hoffnungsvoll war vor allem der ernste Versuch, neuere theologische Fragestellungen und auch Ergebnisse moderner Bibelwissenschaft aufzunehmen. Es deutet vieles darauf hin, daß in Zukunft die gemeinsame Arbeit am Neuen wie am Alten Testament, das gemeinsame theologische Denken vom Kerygma aus, als der Botschaft von Gottes Wort und Gottes Handeln im Alten und Neuen Bund, stärker in den Vordergrund der ökumenischen Konferenzen (und ihrer Vorbereitung) treten wird, als dies bislang der Fall war. Die damit zugleich gegebene Aufgabe, dem Problem der Hermeneutik vordringliche Beachtung zu widmen, wurde klar erkannt. Es zeigt sich gerade an dem Ernst des Hörens auf das Kerygma in der Schrift, daß hier nicht Einheit im Rekurs auf Vergangenes gesucht wird, sondern im neuen Hören und gegenwärtigen Verstehen des einst Geschehenen und in der Schrift Bezeugten. Ein Reden von einem ökumenischen Enthusiasmus oder auch Pietismus ist für Montreal auszuschließen, ein kritischer Realismus prägte das demütige Unterwegssein der Kirchen in einer durch Krisen gesegneten (!) Welt.

Das ständige Insistieren auf letzte Wahrhaftigkeit in der Glaubensaussage, der Verzicht auf Rezitieren und Repristinieren alter Formeln, ließ einen frischen Wind in die heißen Hallen der Konferenz wehen. Ob die Arbeit in Montreal wirklich dem Ziele der Einheit nähergebracht hat, können wir Menschen nicht entscheiden und liegt in Gottes Hand. Daß wir auf dem Wege sind, glauben wir, daß wir auf dem richtigen Weg wandern, hoffen wir; daß wir zum Ziele hingezogen werden, zur Einheit in Christus ohne Einförmigkeit der Charismata, ist unser Gebet.